

Gabriele Melischek / Josef Seethaler / Jürgen Wilke (Hrsg.)

Medien & Kommunikationsforschung im Vergleich

Grundlagen, Gegenstandsbereiche, Verfahrensweisen

Wiesbaden: VS, 2008. – 480 S.

ISBN 978-3-531-15482-4

In der Kommunikationswissenschaft ist der Vergleich angekommen. Winfried Schulz stellt in seiner Keynote fest: „Insoweit sich Kommunikationswissenschaft als Sozialwissenschaft versteht und da der Vergleich sowieso für alle Wissenschaft konstitutiv ist, gilt also auch: Alle Kommunikationswissenschaft ist Komparatistik und jeder Kommunikationswissenschaftler ist ein Komparatist...“ (S. 19) Wer Schulz folgt, der erfährt, dass bereits die Methode des kontrollierten Experiments dazu zählt, oder eine segmentierte Auswertung von Umfragen. Klar, der Vergleich ist eine Alltagspraxis (Äpfel und Birnen ...), er kommt auch in vielen empirisch-sozialwissenschaftlichen Methoden vor. Aber dieser Strang sollte deutlich getrennt werden von dem, was international unter *comparative media studies* geführt wird. Denn dabei geht es immer um grenzüberschreitende Vergleiche, die sich mit klar geschiedenen Untersuchungsgegenständen beschäftigen. Meist wird es sich um Staaten handeln, aber natürlich sind auch Märkte, kulturelle Gemeinschaften etc. vergleichbar.

Diese Art Vergleich folgt ganz eigenen Regeln. Da haben Melischek/Seethaler/Wilke recht, wenn sie in ihrer Einführung zu Beginn 1) die Entgrenzungsfunktion nennen: „Etwas vergleichend zu untersuchen, verlangt zunächst einmal, über einzelne Fälle und nationale Grenzen hinauszugehen.“ (S. 10) Sie zählen weitere Funktionen des Vergleichs auf: 2) Kontrastierungs-Funktion (unterschiedliche Fälle, z. B. „viel“ gegen „wenig“); 3) Relativierungs-Funktion (vermeiden der Universalisierung des Einigen), 4) Verallgemeinerungs-Funktion (die Möglichkeit, zu gesetzmäßigen Aussagen zu gelangen); 5) Erklärungs-Funktion (Ursachen von Unterschieden erklären) (vgl. S. 10f.); 6) Alternativen-Funktion: „Internationale Vergleiche ... zeigen potenziell auch Alternativen für das praktische Handeln, soweit man Anregungen oder Ratschläge dazu von der Wissenschaft erwartet.“ (S. 11)

Danach werden in diesem voluminösen Werk (480 Seiten) vor allem Erträge vorgestellt, insgesamt zwanzig, gebündelt nach den Stichworten Mediengeschichte (Stöber, Seethaler/

Melischek), Mediensysteme (Schneider, Haas/Wallner), politische Kommunikation (Pfetsch/Maurer, Esser), Wahlkampfkommunikation (Plasser, Reinemann), Öffentlichkeit (Lamp, Weßler), Internationale Kommunikation (Wilke, Hanitzsch), Journalisten (Donsbach, Fröhlich), Rezeption und Nutzung (Bucher, Klingler/Turucek), Medienvergleich (Bonfadelli/Marr, Dahlem), Methoden (Rössler, Karmasin/Pitters).

Die Erträge erweisen sich naturgemäß als breit gestreut. Nur einige Beispiele: Pfetsch/Maurer setzen sich in Fortsetzung der deutsch-amerikanischen Vergleiche von Kommunikationskultur (angestoßen von *political culture*-Forschung) mit „politischen Kommunikationsmilieus“ auseinander. Fritz Plasser, ebenfalls ein guter Kenner der US-Szene, sieht im amerikanisch-europäischen Vergleich bei den Wahlkampfakteuren erhebliche Unterschiede, bei der redaktionellen Verarbeitung der Wahlkämpfe allerdings erstaunlichen Gleichklang, als Folge sie einer transnationalen Nachrichtenlogik. Wolfgang Donsbach, der seit Jahrzehnten vergleichende Journalistensforschung betreibt, weicht von früheren Positionen ab und sieht so etwas wie einen „global journalist“ (S. 286) heraufdämmern. Jürgen Wilke präsentiert eine Metastudie zur Nachrichtenberichterstattung im internationalen Vergleich; er unterstreicht, dass es sich um ein altes und traditionsreiches Thema handelt, bei dem gilt: „Statistische Erklärungen tendieren zu einer Reduktion, kulturelle und historische rekurrieren eher auf die Komplexität zugrunde liegender Umstände.“ (S. 250) Mit bedenkenswerter Selbtkritik beschreibt Romy Fröhlich ihre Herangehensweise, sieht in der vergleichenden Forschung das Problem einer „forschungspragmatischen Sackgasse“ (S. 304) und benennt einen möglichen Ausweg. Sie arbeitete bei ihren Untersuchungen zur Journalistenausbildung mit einem Korrespondentensystem, bei dem anerkannte Kenner in den einzelnen Ländern berichten, denen auch der so wichtige Blick auf die Hinterbühnen gelingt.

Einige der referierten Beiträge lassen aber diese komparative Gelassenheit vermissen, machen sich zu wenig Gedanken über Äquivalente, vergleichen z. B. Statistiken, ohne zu prüfen, ob die wirklich vergleichbar sind, und kommen zu Ergebnissen, die eher stereotype Aussagen über den Rest der Welt transportieren als differenzierte Auskünfte zu geben. Manche der hier präsentierten Ansätze sind isoliert vom internationalen Austausch entstanden, eine Frage wurde zuerst für Deutschland/Mitteleuropa geklärt, dann auf andere Staaten ausgeweitet.

Vergleichende Zahlenkolonnen herzustellen, ist sicherlich möglich. Aber was bedeuten sie, wenn die Rahmenbedingungen massiv differieren, wenn es in den USA kein Public Service TV (aber ein gänzlich anderes Public TV) und in Südeuropa keine Boulevardpresse (dafür eine Sporttagespresse) gibt?

Das Resümee zieht Ulrich Saxer. Allein in diesem Beitrag geht es um die Tiefen des Vergleichs, um Differenz und Konkordanz, um *tertium comparationis* und letztlich auch um Goethe („Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen“, S. 451). Saxer begibt sich auf eine Tour d'Horizon durch die deutschsprachige Komparatistik und trifft auf manche aussagekräftige Ergebnisse, aber auch auf Defizite und Problemlagen. Er fordert, dass nicht nur Unterschiede diagnostiziert, sondern auch unterschiedliche Systeme eingeschlossen werden, er fordert eine „übergreifende Optik“. (S.474) Oder, abstrakter gesagt: „Besonders Komparatistik, weil sie wie jede Wissenschaft Gegenstandskomplexität in kognitiv qualifizierter Weise reduziert, baut mithin, je differenzierter sie operiert, umso mehr neue Komplexität auf.“ (S. 474)

Sicher ist, dass der Vergleich in der Kommunikationswissenschaft spät angekommen ist. In meiner Politikwissenschaft ist er seit Jahrzehnten etabliert, bereits unser gemeinsamer Urvater Aristoteles arbeitete komparativ. Internationale gesehen sind die *comparative media studies* ein alter Hut. Wilke verweist auf die ersten vergleichenden Inhaltsanalysen in den 50er Jahren. Damals war auch schon der Ansatz von den *Four Theories of the Press* entstanden, in dem der Kalte Krieg abgebildet wurde. In den 70er Jahren wurde die erbitterte Fehde vor der UNESCO um die neue Kommunikationsordnung auf der Grundlage vergleichender Analysen von Kommunikationsströmen ausgetragen. Auch das europäische Einigungswerk war ohne komparative Erhebungen nicht möglich: Am Beginn der EG-Medienpolitik stand 1984 die vergleichende Erhebung der Ausgangssituation in allen Mitgliedsstaaten, die europäische Regulierung „Fernsehen ohne Grenzen“ entstand dann als Harmonisierung auf dem geringsten gemeinsamen Nenner. Selbst in Deutschland gibt es eine fast vergessene Tradition in der einst staatlich gut alimentierten DDR-Forschung, in der mehrere Medien-Vergleiche entstanden (die, wie sich 1989 herausstellte, wenig taugten). Dies alles harrt noch der Aufarbeitung.

Für fast alle vergleichenden Ansätze muss die Frage gestellt werden: Cui bono? Beate Schneider verweist darauf, dass Bücher schon 1908 eine europaweit vergleichbare Pressestatistik for-

derte. Die gibt es heute nicht einmal für Deutschland, weil sie nicht erwünscht ist. Wie schwierig wird da erst der Einbezug mehrerer Staaten? Zudem ist er kostenaufwendig, fordert Sprachenkenntnisse und vor allem viel Einspürungsvermögen. Schulz betont (in Anlehnung an Blumler/Gurevitch), dass vergleichende Forschung ein Mittel gegen Provinzialismus und naiven Universalismus darstellt. Wie wahr. In unserer Euromedia Research Group, die seit über 20 Jahren an *cross-national*-Ansätzen zu Europa arbeitet, steht der Kontakt zu den untersuchten Ländern über von dort kommende Kollegen im Vordergrund: Oft haben wir leichtfertige Urteile über andere Staaten zurückziehen müssen, Italien ist mehr als Berlusconi, Russland mehr als Putin. Ebenso oft habe ich den deutschen Medienföderalismus erklären müssen, und erst dabei wurden mir die eigenen Besonderheiten deutlich, denn er ist ziemlich einmalig auf der Welt.

Dieser Band gibt mit seinen knapp 30 Autoren einen eindrucksvollen Überblick zu vergleichenden Ansätzen im deutschsprachigen Raum. Er dokumentiert, dass komparative Herangehensweisen nach vielen Jahren in der Kommunikationswissenschaft angekommen sind. Einige Studien haben fraglos internationales Niveau, demonstrieren, dass der Autor mit den Verhältnissen in den Vergleichsregionen vertraut ist, andere lassen eher Provinzialismus erkennen, bei dem hilflos über ein fremd gebliebenes Land berichtet wird. Komparative Arbeit erfordert Bescheidenheit und die Bereitschaft, sich von eigenen Grenzen zu lösen und multiperspektivisch zu arbeiten. Vergleichende Arbeit ohne den ständigen Kontakt zu Kollegen in den Referenzländern (wie ihn Fröhlich beschrieb) bleibt oberflächlich. Der erfolgreiche Vergleich lebt weniger vom statistischen Abgleich und mehr davon, das die Regeln transnationaler Kommunikation beachtet werden. Vergleichende Forschung ist immer auch ein Lernprozess und der ist – das dokumentiert dieses Buch – in Deutschland noch keineswegs abgeschlossen.

Hans J. Kleinsteuber